

(Nachdruck verboten.)

Der Kasfl vom Hollerbräu.

14] Roman von N. von Seydlitz.

Seute, am Tisch, hatte Hans das Lager- und Gärthema eigentlich selbst herausgeschworen, bis der Alois und der Kasfl sich in diese Sache fest verbissen hatten; er hatte dabei nur in technischen Ausdrücken gesprochen: „wenn's Bier angreift — wenn's verstopfen hat — Trieb geben — Ganter, Sattelfah, doppelte Sattelung“ — und dergleichen mehr.

Aber nun, da die beiden glücklich angeheizt waren und gegeneinander über die Maßkrüge weg debattierten, hatte er sich zu seiner hübschen Nachbarin gewendet und den ganzen Zauber seiner Persönlichkeit auf ihr Herz wirken lassen. Und das wollte wohl etwas heißen! Denn er hatte Ringe an drei oder vier Fingern, eine Uhrkette mit faustgroßem Bündel kleiner Anhängsel, — die Uhr selbst war seit langem „beim Reparieren“; dazu ein prachtvolles dreifarbiges Corpsband über der Weste und einen sehr feinen Anzug, der beinahe wie bar bezahlt aussah. Nur den weißen „Stürmer“ seiner Verbindung hatte er nicht auf; denn am ersten Tage hatte ihm ein Student auf der Parade am Marienplatz das feine Ding herabgeschlagen, mit der einpörenden Behauptung, seine „Akademie“ sei nicht anerkannt und sein „Corps“ eine Spielerei unreifer Jünglinge. Dadurch war er etwas stiller und klüger geworden und trug einen Hut für 2,80 M. auf seinem weisen Haupt.

Agathe gegenüber spielte er natürlich den flotten Studio. Er erklärte ihr die Bedeutung des schönen Corpsbands, renommierte mit unzähligen Duellen und Messuren, bei denen er „natürlich“ nie einen Schnitt erhalten, dagegen aber viele schreckliche Angeteilt hatte, und versprach, ihr gegen ein „Zwischebussi“ ein hübsches Medaillon zu schenken, das er an der Kette trug, wenn sie ihm dafür in Zukunft „grad a bißle gut“ sein wolle. 's Agathe lachte und amüsierte sich köstlich, denn der Salvator hatte auch sie bereits angefellig; und Herr von Haas ließ ihr keine Ruhe, erzählte Scherzen und machte die feinsten Witze, zwitzte und kitzelte, — kurz, er machte die schnellsten Fortschritte.

Da kam der Mann mit den Affen, und nun war sie vollends närrisch. Haas ließ das „Tierle“ unter komischen Reden am Faden hinaustrabbeln und schnitt selbst die nötigen Affengefrüher dazu, was ihm übrigens leicht wurde.

Als nun der Kasfl mit seinem Affen sich zu ihr wandte, sagte sie nur über die Schulter:

„Danke der recht schön — i hab scho' ein'n“ und sicherte weiter mit dem gewandten feinen Herrn.

Kasfl überlegte, den Affen in der Hand, ob er nicht verpflichtet sei, sich über die schnippische Ablehnung und das Gefäch schwer zu erzürnen; aber da brach gerade wieder ein brausender, begeisterter Gesang aus — denn das herrliche Lied vom Kanapee war von der Musik intoniert worden. Und da sang alles mit, Agathe und die anderen dergleichen, der Alois gröhnte in wildem Maß drein und Kasfl that endlich auch mit und spülte zuletzt seine unklaren Empfindungen mit einem ausgedehnten Trunk hinunter. Was ja stets das Beste ist!

Nun war an ihm die Reihe, die Krüge zur Schenke zu tragen und füllen zu lassen, — das Amt ging am Tisch herum, — und als er sich am niederen Ausschankfenster stieß und drängte, rief ihn der Oheim an:

„Kasfl, komm' g'schwind heraus, Herr Ebelein will Dich sprechen, ich hab mit ihm a lang's und a breit's geredt, — a vo' Dir, mei' Bub. Schau, daß b' bald kommst.“

Na? Was war denn jetzt da? dachte Kasfl, trug die gefüllten Krüge zu seinem Tisch und eilte hinaus.

Draußen, im frischen Windhauch, frei von dem wahnwitzigen Lärm und dem dicken Dunst der Halle, atmete er erst ein paarmal tief, um etwas zur Besinnung zu kommen. Denn er mußte doch vernünftig reden können, und er besann sich geraume Zeit, was er vorher mit dem Alois besprochen hatte. Endlich fiel's ihm wieder ein, und er ging, den Ohm zu suchen, um mit ihm vor dem Gestrengen zu treten.

Was konnte der nur von ihm wollen? Und gerade hier und heut? Ein gutes Gewissen hatte er ja; denn die im letzten Jahr von ihm begangenen Verbrechen bestanden lediglich in einem zweimaligen abendlichen Durchbrennen mit dem Agathe während des Faschings; und die Kollegen hatten dergleichen mehr als er auf dem Kerbholz; und es war schon fast zwei Monate her; was konnte der Alte nur wollen?

Oheim Ringelmann saß neben seiner Frau, aber er zeigte sich nicht gewillt, den Kasfl zu begleiten.

„Geh' nur zu! Wirst scho' seh'n, wie der Wind geht!“ Und Kasfl ging. — Der Tisch der Gewappelten war fast leer, die Damen waren, zum Trost Kasfls, alle fort, die meisten Herren auch; Herr Ebelein saß einsam an einer Ecke und wartete augenscheinlich. Jetzt sah er auf und erblickte den Kasfl.

„Ja, Kasfl, — oder wie? — Kasfl? — ich hätt' Dir was zu sagen.“ Damit erhob er sich, schwer und müde. „Auf das Bier da muß ich a paar Schritt laus'n. Mein Wagen is fort; magst a Stück mit mir gehn? 's is Dei Schad'n net.“ — Und Kasfl konnte natürlich nur ja sagen und sich freuen. Böß war ja der Alte nicht, also konnte nur was Gutes kommen. Aber der Gedanke an den Herrn von Haas und das arme Hascherl, die Agathe, die jetzt ganz in des Löwen Klauen saß, machte ihm Unruhe. „Na — es wird ja bald aus sein, dann lauf' ich schnell zurück!“ — Und er ging mit.

Ebelein verabschiedete sich von den anderen Herren und ging gemächlich zum Garten hinaus, Kasfl stieg andächtig neben ihm her, in Erwartung großer Dinge. Sie bogen in die Hochstraße ein und wandelten langsam über den Häuptern der Auer und Haidhausener dahin.

Wieder leuchtete wie an jenem ersten Tage ein herrlicher Abendschein über der Stadt, und die rauschende Fzar sang ihr Zauberlied, erfrischend und herztärend wie immer. Von den Türmen klangen die Glocken hundertfach her und arbeitames Geräusch und Klopfen drang aus den Werkstätten unten herauf.

Ebelein fing das, was er zu sagen hatte, nicht gleich an. Denn in ihm arbeitete noch andres' heut als die Sorgen des Geschäfts. Und er konnte sich nicht gleich von jenen anderen Gedanken losmachen.

Es betraf jenen Lieutenant Kessler, der einst so nahe an der Verlobung mit Bivi gewesen war. Der unentschiedene junge Mann hatte seitdem — noch nicht um die Tochter angehalten, und Ebelein, dem Vater, war das sehr recht. Denn für die Tochter hatte er bereits einen anderen Plan. Er hatte einen entfernten Neffen bei sich im Hause, der Elektrotechnik studierte, und der geschiedte junge Mann schien dem Vater eine viel aussichtsreichere Partie. Bis jetzt war zwischen den jungen Leuten noch nicht viel „los gewesen“, aber das hatte ja noch gute Weile. Der Karl war außerdem in seinen ersten Semestern und hatte viel Wichtiges zu thun, pauken, trinken und dergleichen, was einen Jüngling ernsthaft beschäftigt und Zeit, Kraft und — Geld erschöpft.

Ganz charakteristisch für den alten Ebelein war dabei folgendes. Er liebte dem Neffen in allen kleinen Nöten gern Geld, denn er wollte ihn dadurch an sich fesseln. Aber zugleich liebte er dem Lieutenant Geld — um einen Vorwand zu haben, ihn einmal recht gründlich abblitzen zu lassen. So ist der Mensch; die gleiche Waffe zu entgegengesetzten Zwecken zu schwingen — das machte ihm den größten Spaß, und besonders weil er's heimlich vor den Damen that. Es wäre dem Alten nie eingekommen, daß er den jungen Offizier damit auf eine schiefe Bahn brachte; denn dieser fing nach und nach an, mit seiner noch stets gleicherweise geliebten Rosa unvernünftige Ausgaben zu machen.

Was ihn, Ebelein, aber bedrückte, war der Kampf mit seiner Frau; diese protegierte nach wie vor den Lieutenant, Bivi hatte sich, der Mutter gehorsam, völlig in die Einbildung hineingelegt, daß der Lieutenant ihr bestimmt war. Der Vater aber machte kein Hehl aus seiner Vorliebe für den Neffen Karl, den Frau Ebelein natürlich bald gründlich haßte.

Ebelein schwieg also heute zunächst dauernd, anstatt seinen Plan, den er mit Kasfl hatte, bald herauszugeben. Aber Kasfl war das gewohnt; Schwäger brauen kein Bier. — Endlich fing er an; feierlich begann er, das heißt

also höchstentschieden, aber dazwischen glitt er immer wieder ins Münchenerische aus.

„Ich habe schon viel Gutes von Dir gehört; ich beobachte Dich seit langem. Du bist einer, der das Zeug dazu hat, daß einmal was aus ihm wird. Darum denke ich dran, wie man's macht, daß Du mir nicht verzauerst in der kleinen Tagesarbeit, die jahraus jahrein dieselbe ist. — Hast eppla 'n Wunsch für Dich, na sagst u'!“

(Fortsetzung folgt.)

Arnold Böcklin.

Das Lebenswerk Arnold Böcklins, ein Schatz von seltenem Reichtum, ist abgeschlossen. Ein glückliches Künstlerischicksal ist zu seinem Ende gelangt. Nicht daß sich sein äußeres Leben in immer glücklichen Bahnen vollzogen hätte; auch an ihn ist in den Anfängen seiner Laufbahn die Not herangetreten, auch ihn hat eine giftige Krümeljahrzehnte lang mit ihrem Unverstand verfolgt, und sein Lebensabend war durch körperliche Leiden und andre Trübungen unidüstert. Aber dies alles hat den Künstler in ihm nicht berührt, er ist unbetrübt seinen Weg gegangen und hat, ohne nach rechts oder links zu sehen, voll zur Entfaltung gebracht, was in ihm gelegen. Seine Begabung war, ganz abgesehen von den künstlerischen Fähigkeiten, außerordentlich glücklich. Sein unabhängiger Sinn, sein überlegener Verstand machten ihn gegenüber den äußeren Einflüssen selbständig; er nahm nur an, was seinem Wesen zusagte und ließ alles andere ruhig von sich ab. Wohl hat er Einflüsse erfahren, hat von den Alten gelernt und das Schaffen seiner Zeit beobachtet, aber niemals hat er sich von ihnen bezwingen lassen. Und zu all dem kam seine Energie und sein scharfer Geist, die ihm rastlos vorwärts schreiten halfen. So kommt es, daß seine Werke, chronologisch betrachtet, eine stete Fortentwicklung zeigen, zu jenen Höhepunkten in den achtziger Jahren, die heute bei jedermann als Meisterwerke gelten, bis erst in der letzten Zeit eine gewisse Müdigkeit der Hand bemerkbar wird.

Aber nicht von dieser Entwicklung des Künstlers soll die Rede sein. Heute, wo der Blick auf das Ganze seines Lebenswerks gerichtet ist und alle die Bilder, die er geschaffen, an unserm Auge vorüberziehen, drängt sich vor allem die Fülle, der unerhörte Reichtum seiner Kunst auf. Nicht auszuschöpfen war der Vorrat seiner Phantasie, zahllose Gestalten wuchsen aus ihm hervor, und unermesslich schien die Weite seiner Empfindung, die alles, was Menschenherzen berührt, umspannte. Alle die Werke, in denen sich dieser Reichtum zeigt, anführen zu wollen, wäre vergebliches Mühen. Wir möchten den Leser bitten, uns in die Nationalgalerie zu folgen; die Weißspiele, die dort aufbewahrt werden, zeigen, wie verschiedene Seiten Böcklin anzurufen wußte.

Der Frühlingsstag. Sprossendes Leben überall. Mit tausend bunten Blumen bedeckt sich der frischgrüne Wiesengrund vorn, um die noch lahlen Zweige der starken Silberpappeln liegt es wie ein zartbrauner Hauch von den schwellenden Knospen. Rastlos zieht über der weiten Ebene eine Flucht weißer Wolken herauf, durch die an einzelnen Stellen der blaue Himmel hindurchschaut, in zartem Blau verliert sich die Ferne mit den Bergen, die den Horizont begrenzen. Alles in dieser Natur atmet die feuchte Frische des Frühlings. Es ist, als wehe ein würziger Hauch aus dem Bilde zu dem Beschauer herüber.

Das Bild zeigt Böcklins Größe als Landschaftsmaler. Es ist eine Landschaft im Charakter des Arnolds bei Florenz. Genau so wie hier wird man sie freilich dort nicht wiederfinden. Böcklin arbeitete nicht wie die andren heutigen Maler. Er machte keine Studien in der Natur oder nur ganz selten einmal eine Zeichnung nach irgend einer Einzelheit, er studierte sie nur mit dem Auge, aber mit seinem sattenfarbenen Auge erfaßte er immer das Wesentliche, und in seinem erstaunlichen Gedächtnis speicherte er den gewonnenen Eindruck auf, sodas er ihn jederzeit frei verwenden konnte. Er beherrschte diese Formen alle, und er wußte sie im Bilde so zu gestalten, daß sie wirklich lebendig werden. Wie die Bäume in der Erde wurzeln und ihre Gestalt, wie Erdboden und Wasser dem Auge erscheinen, und die ständig sich wandelnden Formen der leichten Wolken, — alles das kannte er, ohne daß er es je mit dem Pinsel vor der Natur selbst festzuhalten versucht hatte. Und auch in dem, was als das centrale Problem der modernen Landschaftsmalerei erscheint, in der Raumgestaltung und besonders in der Herausarbeitung der Tiefendimensionen, ist Böcklin Meister. Man beachte einmal, wie er an den Pappeln, die den in den Hintergrund führenden Weg umsäumen, den Blick in die Tiefe zieht, wie wunderwoll die Ferne, in der noch eine Stadt sichtbar wird, gestaltet ist und wie mächtig der Raum darüber sich wölbt und die Wolken hoch oben schweben — die Brust weitet sich bei dem Ansehen dieser gewaltigen Höhe und Tiefe.

So wie hier den Frühlings hat Böcklin den ganzen Kreis der Jahreszeiten in reinen Naturstimmungen gemalt. Den Sommertag in seiner jubelnden Freude, mit seinem gleichenden Licht und der lickernden Luft vor dem tiefblau glänzenden Himmel und den Herbst

mit der purpurnen Farbenpracht und der leisen Melancholie der vergehenden Schönheit hat er in vielen Bildern gefeiert. Letztere Stimmungen wechseln mit tiefen schweermütigen und wilderregten, nur der Winter schien ausgeschlossen. Böcklin liebte Italien und seine klare Schönheit, die den Blick in die größte Ferne gestattet, und er floh Deutschland mit seiner schweren Luft, seinen trüben Tagen, seinem Winter.

Gefilde der Seligen. Zwischen den Pappeln hindurch geht der Blick in die sonnigen Gefilde. Um den Altar schwingen sich die Seligen im Reigen. Unter den Bäumen lagern zwei andre, die einen neuen Aufkömmling erwarten. Ein jugendschönes Weib wird von einem Centaur auf dem Rücken durch die dunkle Flut herangetragen; sehneud schaut es schon hinüber nach dem Ziel. Der Weg ist düster, schroffe Felsen, in die nur ein verirrtter Sonnenstrahl trifft, engen ihn ein. Aus der Flut tauchen zwei Sirenen hervor und begrüßen die Kommende mit ihrem silberhellen Gesang, ruhig ziehen zwei Schwäne ihre Bahn.

Ein Farbenzauber, wie er sonst nicht gekannt ist, umfängt die Beschauer. Mit der bannenden Gewalt der Töne fesseln diese Farben das Auge, es wird in eine andre Welt versetzt, in der es vollere, tiefere Farbtöne umschmeicheln, als die unsre zu geben vermag. Ein gesättigtes Blau, ein tiefes Grün, ein leuchtendes Braun und ein Purpurrot, an dem das Auge sich nicht satt sehen kann. Und auf wie große einfache Gegensätze ist diese reiche Scala gestimmt, wie klar und übersichtlich sind die Farben geordnet, der braune Centaur gegen den blauen Wasserspiegel, der leuchtende und doch so zarte Fleischton gegen das purpurne Gewand, die hellen Sirenen gegen den dunklen Grund und der düstere Vordergrund als Ganzes gegen die lichten Gefilde? In seiner Farbenwelt steht Böcklin ganz allein, abseits von dem großen Strom der Entwicklung in der modernen Malerei, mit der er sonst mehr gemeinsam hat, als man zunächst wohl glauben möchte. Auch seine Formensprache ist einfach und eindringlich. Was hat man nicht gespottet über die Schwäne, denen „ein Lineal in den langen Hals gesteckt“ sein sollte! Böcklin schien das künstlerische Princip, der starke Ausdruck der Ruhe in den geraden Linien wohl wichtiger als die strenge Naturwahrheit, die ihm doch auch nicht unbekannt war. Die große Kunst der Verteilung der Formenmassen über die Bildfläche, über die er gebot, tritt in allen seinen Bildern hervor.

Meeresbrandung. Entrecht stürzen die Felsen zum Meer ab. Nur ein schmaler Ausblick eröffnet sich zur Seite über die weite See, von der eben, sich hoch aufbäumend, eine gewaltige Woge herein fährt. Hohl donnert die Brandung gegen den Fels, schäumend ergießt sich der Gischt zwischen die vorgelagerten Felsblöcke. In einer tiefen Felspalte steht ein Weib, das hinhört auf den Ton der Brandung und in die Saiten einer großen goldenen Harfe greift, ihre wilde Musik zu begleiten.

Ich wüßte kein Bild zu nennen, in dem der unvergeßliche Eindruck der Meeresbrandung mächtvoller gestaltet wäre. So stark wirkt das Bild, daß ihr dumpfer Ton in dem Beschauer mitschlingt. Immer hat Böcklin das Wesentliche herausgearbeitet, hier nur die brandende Woge, während das Meer selbst aus der Darstellung ausgeschlossen ist, aber in dieser Konzentration auf den einen Moment wirkt es mächtvoller, als je ein Bild des ganzen Meeres es könnte.

Böcklin hat oft das Meer gemalt, oder vielmehr immer nur eine Stimmung des Meeres, in der aber das Ganze gegeben war. Er stellte das lustige Spiel der Wellen dar und die schwere Stimmung des völlig ruhigen Meeres. Er bevölkerte die Wogen mit jenen vielerörterten Fabelwesen, deren Art erst befreundete, bis sie endlich verstanden und in ihrer Eigenart gewürdigt wurden. Nicht als gelehrte Reminiszenzen aus den Tagen des klassischen Altertums und ihrer alles belebenden Naturanschauung sind sie entstanden, sondern aus einer selbstschöpferischen Phantasie, in der sich jede ausgeprägte Stimmung zu selbstamen Lebewesen verdichtete, durch die sie getragen und gesteigert wurde. Ebenso fast Böcklin in unserm Bilde in der Gestalt des Weibes, das die Harfe spielt, den Eindruck der Musik der brandenden Wogen, der in der Naturdarstellung schon gegeben ist, noch einmal zusammen. Es ist dabei merkwürdig, daß die Gestalten so einfach und so charakteristisch erfunden sind, daß ihr Wesen sich dem unbefangenen Sinn sofort erschließt — wieder ein Zeichen, wie stark das Gefühl für die Natur und ihre Stimmungen bei Böcklin entwickelt war.

Eine Idylle. Zwei Faune haben die schöne Schläferin, eine Quellnymphe in dem stillen Waldwinkel überwascht und hocken vor ihr, behaglich schnurrend der eine, in schnüchlichem Schauen der andre. Ein Farbenjuwel, köstlich alle die feinen Nuancen des Grün in ihrem Kontrast zum Braun. Und wie dem Künstler hier das lauschige Plätzchen das Motiv dieser Idylle gab, so steigert sich seine Phantasie vor großen Naturindrücken ins Gigantische. Die Wolke, die auf die Berge drückt, giebt ihm die grandiose Idee des auf dem Gebirge angeschmiebeten Prometheus, der so riesig ist, daß er über ein ganzes Plateau hinwegreicht. In dem gefahrdrohenden Engpaß der Berge lagert ein Drache. Durch die sturmgepeitschte Herbstlandschaft jagen Furien den fliehenden Mörder. In dem düsteren heiligen Gait schreiten heidnische Priester zum Opferaltar. Die Reihe ließe sich noch lange fortsetzen; so

mannigfaltig die angeschlagenen Stimmungen sind, immer tiefen Naturstimmung und Handlung in Einklang.

Pietà. Die Nacht lagert über der Ebene. Schwere blaue-schwarze Wolken hängen tief vom Himmel herab. Vom Erheben sich blumenbedeckte Marmorstufen, auf denen langgestreckt der Leichnam Christi ruht. Alles, der Marmor, die Blumen, der Leichnam, hat in dem Dunkel der Nacht einen fast bläulichen Schimmer. Ueber den Sohn hat sich die Mutter geworfen; ihr Gesicht und ihr Körper ist völlig in ein dunkelblaues Tuch gehüllt, aber man sieht durch das Tuch den schmerzdurchzuckten Körper und die Hände streicheln kramphast den geliebten Toten. Da öffnet sich der Himmel, ein Lichtstrahl fällt aus seinem Glanz hernieder und ein Engel beugt sich segnend zu der Mutter herab, Trost in das gequälte Herz ergießend.

Wieder spricht die Farbe ihre ergreifende Sprache, in dem Gegenfag zwischen dem tiefen Blau des unteren und der Scala der roten Töne des oberen Bilds. Der Schmerz der Mutter packt den Beschauer, und er ist dargestellt, ohne daß man sie selbst sähe; das einfache Motiv greift tiefer als es vielleicht die kunstvollste direkte Darstellung vermöchte. Das ist der Bödlin, wie er sich selbst gemalt hat, mit dem Pinsel in der Hand auf die Weisen des siedelnden Todes lauschend. Er hat hingehört auf die ganze Welt menschlichen Empfindungslebens, er hat die Lebensfreude gemalt und den Ernst des Todes, er hat die innige selbstvergessene Frömmigkeit des geizenden Eremiten geschildert und die herbe Melancholie oder die trostlose Kraft des in fremdes Land einbrechenden Abenteurers in großen Symbolen gestaltet. — h1.

Sonntagsplauderei.

Als ich am 18. Januar nachts, nachdem ich in der Leizigerstraße 23 mal mit knapper Not der Gefahr entgangen war, auf dem Felde der Preußenehre zu fallen, in meinen stillen Vorort fuhr, legte mich das unergründliche Schicksal neben einen lebendigen preussischen Feldwebel. Der Duft des Militarismus umfing meine Sinne, ich erschaute ehrfurchtsvoll und die bloße Nähe des schön gewandeten Manns wirkte auf mich so verwirrend, daß ich großenwahnsinnig mich selbst für einen Heldensohn hielt, dessen Name am Morgen des Tags die Ordensliste der aufstehenden Welt gekündet.

Doch diese Wunderstimmung sollte noch erheblich wachsen. Denn der Feldwebel neben mir hub plötzlich an zu schwärmen. Eher kann man die Blume der Königin der Nacht unter die Kasernenhofblüten rechnen, als einen preussischen Feldwebel unter die Schwarmgeister. Indessen mein Feldwebel — ich setze Deinen Kopf, lieber Leser, zum Pfand — schwarmgeisterte, und zwar gründlich.

Dieses bevorzugte Mitglied der Garde war nämlich am Mittag des selbigen Tags bei der Hofstafel gewesen, und der Abklang des Festes strahlte noch auf seinen frischen Zügen. „Sie können sich das gar nicht denken“, versicherte der Feldwebel, „wie so etwas aussieht.“

Ich lauschte gespannt, um Einzelheiten aus dieser erhabenen Welt zu erfahren, in der ich nicht zu verkehren pflege.

Er schwelgte in stummen Erinnerungen, Dann — nach einer Weile fuhr er fort:

„Und wissen Sie, wer ganz in meiner Nähe saß, der kleine Menzel, wissen Sie, der Maler! Er hat ja den Schwarzen Adlerorden.“ Mit einer gewissen gönnerhaft-herablassenden Schalkhaftigkeit hatte er die Anwesenheit des kleinen Menzel erwähnt, und da er voraussetzte, daß man sich wunderte, wie ein so nütziger Civilist in dieser Gesellschaft geduldet würde, wies er auf den Grund seiner Anwesenheit hin: den Schwarzen Adler-Orden. Da hat er nun einmal ein Aurosch, bei Hofe zu tadeln.

„Ja, und abends war ich dann im Opernhause. Das heißt, es wurde ein Schauspiel gegeben, oder im Opernhause.“

Jetzt hielt ich den Atem an vor lauter Spannung und Andacht. Denn nun wünschte ich etwas über den „Adlerflug“ zu hören. Der Musikmajor Lauff war ja wieder einmal zum Dichten angetreten und hatte ein „Spiel“ zur Preisenfeier verfertigt und es mit genialem Einfall „Adlerflug“ betitelt. Ich interessiere mich gelegentlich für die moderne Kunst und wünschte also aus erster Quelle zu hören, was das mit dem Lauff-Adlerflug wäre.

Der Feldwebel läuschte denn auch nicht meine Hoffnungen. Er versiel wieder in Schwärmerei:

„Zuerst wurde ein Stück gegeben, wissen Sie, das war speciell zu dieser Vorstellung gedichtet worden. Es war herrlich, ich versichere Ihnen, ganz herrlich.“

Nur dies eine Wort der Kritik äußerte der Feldwebel, mehr über Inhalt und Wesen des Spiels konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Aber es genügt ja auch: Mein Vertreter der militärischen Volksseele fand Lauff herrlich. Also nicht wohl der Major es verstanden haben, die Tiefen des deutschen Gemüths aufzuwählen. . . .

Der Feldwebel war am Ziel angelangt. Bevor er ausstieg, sagte er noch einmal die Eindrücke des großen Tags zusammen: „Man hat's ja auch zu Hause nicht schlecht. Aber neben der Pracht verschwindet doch alles. Es war erhaben — eine Erinnerung für's

ganze Leben.“ Und mein preussischer Feldwebel senkte tief vor Müdigung, er senkte — darauf darf Du getrost Gift nehmen, lieber Leser. Denn ich erzähle Dir keine Märchen. . . .

Was der Feldwebel berichtete, war alles ganz aufrichtig und echt. Der Mann war wirklich aufs äußerste erregt und tief ergriffen. Er hatte wirklich Eindrücke fürs Leben erhalten, die Hofstafel stellte ihm einen Ausdruck höchster menschlicher Größe dar und die öde Bersparade eines kommandierten Gelegenheitsmachers erfüllte ihn mit Empfindungen, wie wir sie nur in den seltenen Stunden künstlerischer Weiße genießen dürfen. Die prunkenden Feste erreichen thätfächlich die Wirkung, die sie haben sollen, bei Tausenden, Zehntausenden und Hunderttausenden.

Wenn die paar Moralisten der herrschenden Klasse sich heute bitter beklagen über die Zunahme prunkender Festlichkeiten, über dies endlose Jubilieren, dieses unablässige Triumphieren, so bleiben sie durchaus unklar über den tieferen Jwed der flitternden Agitation. Es ist kein Zufall, sondern eine tragikomische Notwendigkeit, daß die Vertreter einer sinkenden Macht durch bunte Fahnen und grelle Lichter die rebellierenden Massen zu betäuben suchen. Der süße Bratengeruch wirkt auf knurrende Mägen betäubend, einschläfernd.

Gevik, für das im Klassenkampf müdig gewordene Proletariat hat das Gebränge allen Reiz verloren, es hat die Höhen der Menschenwelt geschaut, und sein Sinn ist darum für die glitzernden Nichtigkeitkeiten erstorben. Indessen draußen scharen sich noch die Massen der Gleichgültigen und Dumpfen, sie lassen sich noch willig leiten und sie begeistern sich ehrlich, wenn die Hoflieferanten und Kommerzianten, die Warenhäuser und Bankdirektoren wieder einmal feierhaft werden und das Elend der kampfesfeindlichen Steinhorden, die den Weltstadt-Himmel stehlen, durch zahllose Glühlampen in all seiner Noheit bloßstellen. Diese Massen finden wirklich ihre Freude daran, die Barbarei, die man Illumination nennt, zu bestaunen, und sie drängen sich mit Wollust durch die wirbelnde Flut der Menschen, die in patriotischer Erregung Pflöcke austreten und erdulden. Das wüste Gesecht blendender Lichter nipelt ihre Nerven und jeder goldstropfende Lappen bewegt sie zu andächtiger Bewunderung. In dem Einerlei ihres niedergedrückten Werttagsdaseins ist ihnen solch ein Festtag wie eine Erfrischung und ein Erlebnis, und sie vergessen sich selbst darüber und ihre wahre Mission. So wird eine Feier, die jeder Innerlichkeit entbehrt und nichts von volkstümlicher Herzhaftigkeit besitzt, doch zu einer Massenweide, auf der sich die Darbenden tummeln und satt fressen.

Was thut's, wenn auf den Plägen inmitten des elektrischen Farbenspektums greife Krüppel vom Morgen bis in die Nacht hinein auf dem eisigen Boden hocken und patriotische Festlieder auf kläglichem Musikmaschinen leiern — man schreitet vorüber, giebt vielleicht ein paar Bettelpfennige, weicher gestimmt durch die Verlichkeit des Tags, und ergötzt sich an der Größe und dem Reichtum des Vaterlands. . . .

An der nächsten Straßenecke brüht dem Patrioten dann vielleicht ein gewandter Mann eine Karte in die Hand, auf der gedruckt steht:

Treffpunkt der fashionablen Welt.
(Heiratslustige junge Wittwen)
Restaurant „Gefilde der Seligen“,
. . . Straße Nr. . . .
Heute zur Feier des 200jährigen Krönungsjubiläums
aufgehobene Polizeistunde.
Sieben junge Damenschönheiten (auch Wittwen).
Helles Bier 15 Pf. Münchener, Cräyer usw.
Alle Patrioten laden freundlichst ein:
Die fischen 3 Wittwen.
Joc.

Wolzogens „Buntes Theater“:

(Secessionsbühne.)

Unsre Zeit ist eine Zeit der Unruhe. Die Industrie hat in ihrem Vordringen die behagliche Ruhe aus der Welt geschmeißt. Die friedlichen Resler, in denen man sich um des Lichts geistige Flamme versammelte, wenn das Stadthor sich geschlossen hatte, sind verschwunden, und die Eisenbahnen donnern durch das Land. Die Zeiten, wo man für den genau bekannten lokalen Markt produzierte und sich einer gesicherten Existenz erfreute, sind dahin. Die Welt ist ein wirtschaftliches Ganze geworden, und niemand vermag die „Konjunktur“ so sicher zu überschauen, daß er vor Ueberraschungen sicher wäre. Man reagiert in Berlin auf Dinge, die in einem ganz andren Weltteil geschehen. Eine Maschine, die in Amerika erfunden wird, kann in der Benthstraße ein Duzend Arbeiter brotlos machen. Die Zeit ist von Unruhen und Kampf erfüllt. So kam es, daß der Klassizismus sterben mußte. Für seine kontemplative Ruhe und seine getragenen Mythen war kein Raum in der bewegten modernen Welt. Man brauchte eine Kunst, in die die Unruhe der Zeit hinüberstuten konnte, in der sich modern leben, leiden und kämpfen ließ, und so siegte der Realismus. Nur Thoren können wähnen, daß dem siegenden Realismus von gewissen kurzlebigen Moden Gefahr drohe. Die Zeit hat den Realismus gebracht und er wird erst schwinden, wenn die Zeit einer andren gewichen ist. Die klassischen Gegensätze der Großstadt, die tausend Wunden, an denen die Gesellschaft blutet, die dmitte Unterströmung von Laster und Elend, die

unter dem modernen Leben einhergeht, das alles kann nur der Realismus in seiner menschlichen Sprache schildern.

So hat die Unruhe der Zeit den Realismus geschaffen. Nicht immer aber und nicht überall setzte sich diese Unruhe in Kunst um, die nervöse Abspannung, die sie mit sich brachte, stand dem Kunstgenuss im Wege. Die Kunst will Ruhe, Sammlung und innere Kräfte, und gerade Ruhe, Sammlung und innere Kräfte wurden von der Zeit verschlungen. In weiten Kreisen entstand ein Bedürfnis nach Amusement, ein berechtigtes Bedürfnis, um es gleich zu sagen. Jeder hat ein gutes Recht auf Zerstreuung, Erholung und sinnliche Erfrischung. Nur schade, daß man das Amusement im Theater suchte. Das Theater kann nicht ausschließlich amüsieren, ohne gleichzeitig zu fischen. Auch die heitere dramatische Kunst hat den Hintergrund des Ernstes und stellt geistige Ansprüche, die zu befriedigen für die meisten Menschen ganz und gar kein Amusement ist. Die Komödie mußte verflacht, forumpirt, verdorben werden, bevor sie wüßig dem Amusement dienen konnte und das war eine höchste unangenehme Folge der an sich berechtigten Sehnsucht nach Zerstreuung.

Trotzdem man aber die dramatische Kunst nicht ohne Unerschrockenheit herabwürdigte (ich erinnere an Blumenthal), erreichte man doch nicht ganz, was man wollte. Das Theater bekam trotzdem einen gefährlichen Konkurrenten! Das Variété, für das wir endlich wieder die hübsche leichtsinnige Bezeichnung „Zingeltangel“ einführen sollten. Das Zingeltangel besorgte das Amusement weit besser und hatte zudem in den Augen aller anständigen Menschen den Vorzug, daß es nicht erst zu finden brauchte, um seine Zwecke zu erreichen. Die dramatische Form mußte forumpirt werden, um den Amuseuren zu Willen zu sein. Das Couplet dient von vornherein dem Amusement und kann dabei eine ganze Reihe künstlerischer Vorzüge besitzen — Grazie, Geist, Leichtsin, Reizheit, und zigennerhafte Zingeltangel-Frechheit. Leichte Musik, Tanz und pitante Kostüme — all das ist noch dazu ganz von selbst mit dem Couplet verbündet. Es mußte daher ganz von selbst der Gedanke entstehen, lieber das Zingeltangel zu haben, als das Theater herabzuziehen. Insofern haben wir es im „bunten Theater“ (Leberbrett) ganz und gar nicht mit einer Litteratenschulle zu thun, sondern mit einer Erscheinung, die genau so eng mit der Zeit zusammenhängt, wie etwa das realistische Drama Ibsens, und die darum auch die Zeit für sich hat.

Ist die Erscheinung also an und für sich keine Litteratenschulle, so bestand und besteht doch die Gefahr, daß sie durch Litteratenschullen ruiniert werden kann. Der rechte Litterat lebt in einer sehr engen Welt und begreift nicht leicht, daß andern Menschen diese Welt ganz eminent gleichgültig ist. Er kennt symbolistische Dichter, denen entgangen zu sein andre Leute zu den freundlichen Geschenken des Schicksals rechnen. Er läuft somit Gefahr, Dinge zu parodieren, die zwar in seinem Gehirn eine Rolle spielen, im übrigen aber Leuten von Gehirn gleichgültig sind. Das „bunte Theater“ verliert jede Bedeutung, wenn es ein Theater für Litteraten wird. Man hatte bei der Premiere den Eindruck, daß Wolzogen seine Sache versteht, und daß somit der rechte Mann am rechten Platze steht. Etwas weniger „litterarisch“ hätte es aber trotzdem sein können. Eine weitere Gefahr droht dem „bunten Theater“ von jener deutschen Feierlichkeit, die man in einer unhöflichen Aufwallung auch als deutsche Langlewige bezeichnen kann. Es besteht die Gefahr, daß der gründliche Deutsche das Zingeltangel nun gleich so energisch „hebt“, daß er es aufhebt. Die Waise des Zingeltangels muß eine herumziehende Gauklerin bleiben, die es mit ihrer künstlerischen Jungfernschaft gerade so genau nimmt, wie mit ihrer Jungfernschaft im allgemeinen. Wolzogen hat ohne Zweifel auch das begriffen. Nichtsdestoweniger hätten wir gewünscht, daß der erste Abend unter den alten Jungfern (die jungen sind toleranter) etwas mehr Entsetzen gewekt hätte.

Aber freilich! Wolzogen wird vielleicht antworten: „Sie haben gut reden, mein Herr, aber ich muß meine Couplets erst der Censur vorlegen und den Charakter dieser segensreichen Institution scheinen Sie nicht zu kennen.“ Ich kenne ihn leider. Das Zingeltangel braucht Freiheit, Freiheit und noch einmal Freiheit. Es muß alles angreifen dürfen, was es zwischen Himmel und Erde giebt und dazu auch noch das, was es im Himmel oder unter der Erde geben mag. Nun leben wir aber in Preußen, also in einem Lande, wo man das Wort „Freiheit“ nicht niederschreiben kann, ohne von melancholischen Anwendungen heimgesucht zu werden. Die Censur würde gewiß — selbst vom Standpunkt der Zimler aus — am geschicktesten handeln, wenn sie fünf gerade sein ließe und dem Zingeltangel gäbe, was ihm nun einmal gehört. Die Censur kann aber gar nicht geschickter handeln, weil ein geschickter Censur eben nichts Besseres thun könnte, als sich am Thürpfosten seines Arbeitszimmers aufzuhängen. Die Censur wird leben und censurieren und damit stehen wir vor der unangenehmsten Gefahr, die dem jungen Unternehmen droht. Der Teufel soll eine lustige Gauklerin bleiben, wenn man alle Bestände von einem Gendarm angechnauzt und nach seinen Kunst- und sonstigen „Verhältnissen“ befragt wird. Selbstverständlich hatte denn auch gleich der erste Abend unter der Censur zu leiden. Die politischen Couplets waren einfach gestrichen, und wenn Wolzogen im Erolischen die letzte Note angeschlagen hätte, die wir hören wollten, wäre er vermutlich auch gehindert worden. Das „bunte Theater“ ist ein Kind der modernen Zeit, wie das ernsthaft realistische Drama auch

und wie das ernsthaft realistische Drama muß es leider mit Polizeibehörden rechnen. Trotz alledem und alledem aber war der erste Abend verbeizungsvoll. Ein Tanzlied von Bierbaum wurde mit entzückender Grazie vorgetragen und getanzt. Da ein Programm im Theater auch gegen Barzahlung nicht zu haben war, bin ich leider verhindert, die Namen der darstellenden Künstler wiederzuschreiben. Eine Parodie auf d'Annuncio erfreute das Publikum mit Recht, wenn die Satire auch nicht übermäßig scharf und wichtig war. Ein humoristisches Gedicht von Wolzogen wurde vom Dichter selbst vorgelesen und zwar so einfach und gut, daß das Vorlesen an und für sich ein künstlerischer Genuß war. Daß man eine kraftvolle Ballade Lilienrons durch Schattenbilder illustrierte, war geschmacklos und zwar — was schlimmer ist — eine Geschmacklosigkeit, die nicht einmal lustig wirkte. Mit der Schlußpantomime vermochte ich mich nicht zu befreunden, obwohl von der mitwirkenden Dame Gutes geleistet wurde. Alles in allem sehen wir der Entwicklung des „bunten Theaters“ mit Interesse, aber leider nicht ohne Bangen entgegen. —

Erich Schalljer.

Humoristisches.

— Zu viel verlangt. „... Also jeder muß hier Mitglied der Feuerwehr sein?“

„Ja — a' Schand is's! Reuli' hab' i' bei mein' eig'na Haus mithelfen müssen — löschen!“

— Gestörte Illusion. Gelegenheitsdichter: „Sie haben mich hierher bestellt!“

Privatier: „Jawohl. Ich möchte ein recht schönes Gedicht zum Geburtstag meiner Frau!“

— Dichter: „Sehr wohl!... Dürfte ich Ihre Gemahlin wohl einmal sehen?“

Privatier: „Nein — nur dees net... sonst wird's nichts!“

— Zu devot. Sie: „Wie, jetzt kommst Du erst aus der Kneipe?“

Er: „Ja, aber ohne meine Schuld — unser Direktor war bis jetzt da!“

Sie: „Deshalb hättest Du doch früher gehen können!“

Er: „O nein; er ist ja auf meinem Hut gefessen!“ —
(„Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Eine bereits seit Jahren vorbereitete Böcklin-Biographie von Henri Mendelsohn wird nächsten im Verlage von Ernst Hoffmann u. Co. in Berlin erscheinen. —

— Eine öffentliche Giordano Bruno-Feyer wird der Giordano Bruno-Verein für einheitliche Weltanschauung am 17. Februar, dem Todestage Brunos, mittags im Beethoven-Saal der Philharmonie veranstalten. —

— Max Dreher's neuestes Bühnenwerk „Der Sieger“ wird im Deutschen Theater seine Erstaufführung erleben. —

— Joseph Lauff hat ein neues Schauspiel „Karwoche“, das im Ruhr-Kohlengebiet spielt, vollendet. —

— Oestreichische Schauspieler werden am 9. Februar nachmittags im Berliner Theater eine Aufführung von Anzengrubers „Der ledige Hof“ veranstalten. —

— Eine französische Schauspielgesellschaft wird im März in Berlin gastieren. —

— Unter dem Namen „Schall und Rauch“ veranstalten die Herren Stahler, Reinhard und Fiedel am 23. Januar im Künstlerhaufe einen heiteren Vortragsabend, der Persiflagen und Karikaturen des Berliner Kunst- und Theaterlebens bringen wird. —

— Ein staatlich subventioniertes serbisches Theater soll in Risch errichtet werden. —

— Mascagnis neue Oper „Maschera“ wurde überall — die Erstaufführung erfolgte in mehreren italienischen Städten zugleich — vom Publikum abgelehnt. —

— Der Salon Cassirer eröffnet heute eine neue Ausstellung. Sie enthält eine Sammlung von Gemälden und Radierungen und eine Bronzegruppe von Anders Børn, Mora, eine Sammlung des jungen Münchener Künstlers Robert Dreher und ferner eine Kollektiv-Ausstellung französischer Impressionisten, die etwa 30 Werke von Claude Monet, A. Sisley und Cam. Pissarro zeigt. —

— Kingers Marmorfigur „Kauernde“ ist von der Wiener Secessionsausstellung weg von einem dortigen Privatmann angekauft worden. —

— Ein Taucher hat bei der Insel Kythera eine überlebensgroße Statue aus Erz, die einen Hermes oder Apollo darstellt, auf dem Meeresgrunde gefunden. —

— Der 19. Kongress für innere Medizin findet vom 16. bis 19. April 1901 in Berlin statt. —